Der falsche Hundertmarkschein

Roman von Arthur Zapp.

(3. Fortsetzung.)

Leider, schloß das Schreiben, erlaube ihm seine Zeit nicht, sich persönlich vom Vater zu verabschieden. Von ihr wieder kein Wort. Trotz des unkindlichen, trotzigen Verhaltens seines Sohnes bedachte sich der Vater nicht lange; er reiste noch an demselben Tage nach Kiel ab, um seinen Einzigen vor der großen Reise noch einmal zu sehen. Es kam zwar eine formelle Aussöhnung zustande, aber der Groll in dem jüngeren und der Schmerz in dem älteren Herrn blieb noch weiter bestehen. Die weite Entfernung, die neuen Eindrücke, der Aufenthalt unter ganz fremden Menschen stimmten den Sohn allmählich weicher, der Briefwechsel mit dem Vater wurde immer lebhafter und inniger, und endlich kam die längst erwartete Bitte um Verzeihung, die der Sohn an den Vater richtete. Und am Schluß dieses Briefes wurde zum erstenmal der Stiefmutter Erwähnung getan: „Bitte mich Deiner Gattin bestens zu empfehlen." Aus der „Empfehlung" wurde in den weiteren Briefen des Sohnes „ergebenste und herzlichste Grüße", und schließlich richtete er auch direkt an die „verehrte Mama" ein freundliches Schreiben. Und nun nach dreijähriger Abwesenheit kehrte der Sohn zu längerem Aufenthalte ins Vaterhaus zurück mit dem aufrichtigen Vorsatz, persönliche gute Beziehungen zwischen sich und der Stiefmutter anzubahnen. Freilich, so leicht, wie er es sich in der Ferne gedacht, war es nun doch nicht. Angesichts des ungleichen Paares wollte sich der alte Unwille wieder in ihm regen. Denoch zwang er sich, als er mit seiner Begleiterin die Bahnhofshalle betrat, in der er seinen Vater mit zwei Gepäckträgern verhandeln sah, der Stiefmutter eine Artigkeit zu sagen.

„Ich möchte Ihnen meinen Dank ausdrücken," nahm er mit einem freundlichen Blick das Wort.

„Wofür?"

„Papa sieht so vortrefflich aus, ein Beweis, daß Sie ihn ausgezeichnet gepflegt haben."

Eine feine Röte stieg ihr ins Gesicht.

„O, das ist doch selbstverständlich," erwiderte sie schlicht, „das ist doch meine Pflicht, und er hat es doch gewiß um mich verdient."

Ihre Antwort bewirkte, daß er mit einer impulsiven Bewegung ihren Arm für eine Sekunde mit dem seinen drückte.

Da kam deer alte Herr, dem das Bild der so friedlich nebeneinander schreitenden beiden Menschen, in denen sich das Glück seines Lebens verkörperte, eine sichtlich große Freude bereitete, lebhaft auf sie zu.

„Alles geordnet, Kinder!" Kommt, wir wollen uns beeilen, nach hause zu kommen. Richard hat gewiß einen Bärenhunger!"

Unterwegs im Automobil bot die lange, interessante Seereise, die der junge Marineoffizier hinter sich hatte, den Gesprächsstoff. Ab und zu warf der Heimkehrende einen verstohlen prüfenden Blick auf seinen Vater und auf die neben ihm sitzende junge Frau. Der alte Herr sah in der Tat wohl und munter und von Herzen zufrieden aus. Die Ehe mit der um 28 Jahre jüngeren Frau schien ihm keineswegs Unruhe, ärgerliche Aufregungen und Kummer bereitet zu haben, wie er in seinem Vorurteil befürchtet hatte. Freilich, ob die junge Frau in der Ehe dasselbe Glück gefunden, das dem alten Herrn zuteil geworden zu sein schien, dünkte ihm mindestens fraglich. So sah keine Frau aus, die im herzlichen Einverständnis mit ihrem Gatten lebte und sich in ihrem Eheleben voll befriedigt fühlte. Ihr Auge war blaß und verriet Zeichen der Abspannung. In ihren Augen und Mienen lag etwas Unruhiges, Scheues. So oft der alte Herr in seinem Glücksgefühl ihre Hand herzlich erfaßte, erhielt das Lächeln in ihrem Gesicht, ihre Haltung und ihr ganzes Wesen etwas Erzwungenes, Gekünsteltes. Fühlte sie sich nicht glücklich? Hatte die Ehe mit dem so viel älteren Manne ihr bereits die große Enttäuschung, die Unlust und Verbitterung bereitet, die bei so ungleichen Paaren auf der einen oder anderen Seite einzutreten pflegt?

3.

Als Richard Werder am anderen Morgen durch den Korridor der Wohnung schritt, um in das Wohnzimmer zu gelangen, hörte er plötzlich einen kurzen, schrillen Schrei. Rasch riß er die Tür auf. Ein schreckenerregender Anblick bot sich ihm. Auf dem Fußboden, neben dem Stuhl, von dem sie offenbar eben herabgeglitten war, lag Frau Irmgard, totenbleich, mit geschlossenen Augen. In ihrer Rechten hielt sie krampfhaft ein Zeitungsblatt, in dem sie wahrscheinlich kurz vor dem Ohnmachtsanfall gelesen hatte.

Tatkräftig und geistesgegenwärtig hob der junge Offizier die Bewußtlose empor und trug sie zu dem nahen Sofa. Dann eilte er zur Tür und rief um Hilfe. Der Vater, der noch in seinem Schlafzimmer beim Ankleiden war, eilte erschreckt herbei, und gleich nach ihm kam auch eins der beiden Dienstmädchen des Hauses.

Richard Werder rieb der Ohnmächtigen die Schläfe mit Eau de Cologne, die ihm das junge Mädchen in einem Flakon gereicht hatte. Die Frau kam zu sich. Ihre Augen aufschlagend, sah sie sich verwundert und verstört um. Als sie den jungen Offizier erblickte, schoß ihr eine jähe Röte in's Gesicht, und mit einer raschen Bewegung richtete sie sich empor.

„Was denn? Was ist denn?" stotterte sie.

Ihr Gatte gab ihr die Erklärung: Richard fand Dich ohnmächtig, Du hieltst ein Zeitungsblatt in der Hand. Vielleicht hat Dich die Schilderung irgend eines Verbrechens oder Unglücksfalles entsetzt und Dir Deine Schwächeanwandlung zugezogen.

Die junge Frau warf einen unwillkürlichen, forschenden Blick nach dem Tisch, auf den der junge Offizier die Zeitung gelegt hatte. Eine Erinnerung schien ihr zu kommen; sie wechselte heftig die Farbe, ihre Augenlider begannen ruhelos zu irren, und Schrecken und Entsetzen drückten sich in ihren zuckenden Mienen aus

„Was war es den?" fragte der Landgerichtsrat besorgt, und beugte sich mit liebevoll fragendem Blick über die Zitternde. „Was hat Dich denn so erschreckt?"

Sie antwortete nicht; vor den auf sie gerichteten Blicken der Männer rasch ihr Gesicht senkend, athmete sie schwer; ein sichtlicher Schauer lief durch ihre hohe schlanke Gestalt. Sie schien von einer namenlosen Angst und Unruhe erfaßt; ihr Mund öffnete sich, aber es war nur ein dumpfes Keuchen und Stöhnen, das aus der ringenden Brust herauftam. Plötzlich schlug sie die Hände vor das Gesicht und brach in ein fassungsloses, krampfartiges Schluchzen aus.

Der alte Herr war auf's Tiefste erschüttert. Sie sanft umfassend und ihre Stirn und Kopf liebevoll streichelnd, rief er: „Aber mein liebes, gutes Kind, was ist Dir denn?" Er unterbrach sich und drehte seinen Kopf zu dem Dienstmädchen um: „Schnell, Anna, laufen Sie zum Arzt! Er möchte doch sofort —"

Aber die Schluchzende richtete sich rasch in die Höhe und ihre Hände sinken lassend und sich mit starker Anstrengung beherrschend, hielt sie die Flüchtige zurück.

„Nein, Anna, lassen Sie nur! Mir ist schon besser!"

Zugleich erhob sie sich.

„Was war es denn, was Dich so erschreckt hat?" fragte der Gatte, sie stützend.

Sie zwang sich zu einem Lächeln.

„Nichts. Es war nur — ich las gerade das Feuilleton, als mir auf einmal furchtbar übel wurde. Es ist wohl Schwäche — ich habe mich in letzter Zeit überhaupt nicht wohl gefühlt!"

Der alte Herr nickte eifrig.

„Ja, ich habe es auch schon bemerkt. Dein Appetit ist miserabel, und auch mit dem Schlaf scheint es zu hapern. Du stehst immer so früh auf. Mir scheint, daß eine krankhafte Unruhe und Nervosität in Dir steckt. Wir wollen doch einmal den Arzt befragen!"

Er geleitete seineFrau aus dem Zimmer, während der junge Offizier, im Wohnzimer zurückbleibend, die Zeitung ergriff und die einzelnen Spalten durchlas. Doch kein grausiger Mord, noch der Bericht irgend eines besonderen entsetzlichen Unglücksfalls, dessen blutige Einzelheiten einer schwachnerbigen Dame wohl eine Schwächeanwandlung zuziehen konnten, fand sich in der Rubrik „Tagesereignisse und Vermischtes" vor.

Kopfschüttelnd und sinnend sah er nach der Tür, hinter der die bleiche, angegriffene junge Frau am Arm ihres Gatten verschwunden war.

Merkwürdig, wie sehr sie sich verändert hatte! Er hatte sie als junges Mädchen gekannt, damals war sie ihm immer als die Frische und Gesundheit selbst erschienen und von munterem, heiterem Temperament. Die Ehe hatte sie auffallend verwandelt. Und der Gedanke von gestern mittag und die weiteren Beobachtungen, die er während des Tages und des Abends gemacht hatte, wurden wieder lebendig in ihm. So sah sicherlich keine glückliche junge Frau aus . . . .

Frau Irmgard legte sich in ihrem Schlafzimmer auf die Chaiselongue. Der besorgte Gatte nahm neben ihr Platz und liebkoste ihre bleichen Wangen. Seinen liebevollen Fragen aber wich sie aus, indem sie matt die Augen schloß.

Als er sich nach einer Stunde von ihr verabschiedete, um sich nach dem Gericht zu begeben, fragte er sie, ob sie noch irgend einen Wunsch habe.

Sie erhob ihren Oberkörper lebhaft, sich auf einen Arm stützend.

„Ja, bitte, telephoniere doch an Ingeborg — Du weißt, an den Kaufmann Kersten unten im Hause. Der schickt hinauf zu ihr. Ich lasse sie bitten, ein bißchen zu mir zu kommen."

Eine Stunde später — der Landgerichtsrat befand sich bereits auf dem Gericht, und auch der Marineleutnant hate die Wohnung verlassen, um eine dienstliche Meldung abzustatten — traf die junge Kusine der Hausfrau, Ingeborg Ruland, ein. Die junge Dame war ein dunkelhaariges Mädchen mit lebhaften, braunen Augen, aus denen eine starke geistige Regsamkeit blitzte. Was die Gestalt anbetraf, so hatte sie in dieser Hinsicht viel Aehnlichkeit mit der um etwa vier Jahre älteren Frau; auch sie war groß und schlank und wohlproportioniert. Sie waren beide nicht nur verwandt, sondern von Kindheit an innig befreundet. Die äußeren Verhältnisse der jüngeren waren bessere als dieIrmgards; sie hatte zwar keine Eltern mehr, lebte aber in sorgenfreien Verhältnissen, denn die Zinsen des ererbten Vermögens reichten aus, ihre Bedürfnisse und die einer weitläufig verwandten älteren Dame, die bei ihr lebte, reichlich zu bestreiten.

Die Leidende lag noch auf der Chaiselongue im Schlafzimmer, die Kusine setzte sich zu ihr, und eine Stunde lang blieben die beiden Damen in langem Gespräch beisammen. Als Ingeborg sich wieder verabschieden wollte, weil sie dringend zu tun habe, hielt die andere sie mit heftiger Dringlichkeit zurück.

„Nein, nein! Ich lasse Dich noch nicht!"

„Aber Dir wird gut tun, allein zu sein und zu ruhen."

„Nein, nein! Denkst Du, ich könnte schlafen mit dieser Unruhe und Angst im Herzen?"

Das junge Mädchen ließ sich nicht lange bitten. Es mochten wohl auch die Neugierde und der geheime Wunsch dabei mitsprechen, den Marineofizier, dessen Bild noch treu in ihrer Erinnerung lebte, wiederzusehen.

Als Richard Werder eine Stunde später nach Hause kam, befanden sich die beiden jungen Damen— Irmgard hatte inzwischen Toilette gemacht und schien sich bereits völlig erholt zu haben — im Salon. Der junge Marineoffizier war offenbar sehr angenehm überrascht, sich Ingeborg Ruland, die er im fernen Asien nicht vergessen hatte, gegenüber zu sehen. Mit leuchtenden Augen, in denen sich sein lebhaftes Interesse spiegelte, betrachtete er die leicht Errötende.

„Sie haben sich sehr verändert, gnädiges Frgulein," kam es ihm unwillkürlich über die Lippen.

Sie lächelte.

„Dasselbe wollte ich Ihnen eben sagen, Herr Werder."

„Ich bin eben drei Jahre älter geworden, gnädiges Fräulein."

„Waren es nur drei Jahre? Einem Manne kann man das ja sagen: Sie sehen um zehn Jahre reifer aus."

Er verneigte sich leicht und entgegnete mit ernstem Gesicht: „Drei Jahre im Ausland zählen doppelt und dreifach. Man erlebt da eine Menge und reift deshalb wohl schneller äußerlich und innerlich."

Sie nahmen beide im Erker Platz, in dem außer zwei Puffs nur ein kleines Tischchen und eine Palme standen. Frau Irmgard verließ leise das Zimmer, um in der Küche Anordnungen zu treffen.

„Und in welcher Hinsicht habe ich mich so sehr verändert?" fragte Ingeborg Ruland trotz ihres Ernstes und ihrer geistigen Interessen mit einem Anflug natürlicher Koketterie.

Richard Werder ließ seine Blicke sinnend und prüfend auf dem Antlitz der jungen Dame ruhen, über das sich wieder eine sanfte Röte verbreitete, die den ernsten, gedankenvollen Zügen in Verbindung mit einer leichten Befangenheit, deren sie sich nicht erwehren konnte, etwas mehr Liebliches und mehr Mädchenhaftes verlieh, als ihr sonst eigen war.

Der Leutnant begann zu sprechen, zuerst langsam, als müsse er sich erst das Resultat seiner Beobachtungen vergegenwärtigen, dann lebhafter, schneller: „Ich war mir im ersten Moment nicht klar über die doch sofort auffallende Veränderung. Es schien mir zunächst nur die natürliche Folge der drei Jahre, während deren wir uns nicht gesehen. Aber das allein tritt ja in Ihren Jahren nicht so merklich in die Erscheinung. Nein! Es ist die Wirkung des geistigen Lebens, das Sie führen, fleißiger, angestrengter Denkarbeit, die Sie in der verhältnismäßig doch kurzen Zeitspanne geleistet haben. Ja, das ist es: das Studium hat Ihrem Antlitz einen anderen Charakter gegeben!"

Sie lachte laut auf und verbarg die angenehme Empfindung des Geschmeichelt seins unter einer gekünstelten humoristischen Miene der Gekränktheit: „Sie meinen, etwas Blaustrumpfiges, so etwas Verstaubtes? Aber —" sie streckte mit einer graziösen Bewegung ihre Hände aus — „Tintenkleze habe ich nicht an den Fingern."

Er sah ihr bewunderend ins Auge und wollte mit einer instinktiven Bewegung ihre Hände ergreifen, aber sie zog sie hastig zurück.

(Fortsetzung folgt.)

In Huddersfield (Yorkshire) kommt auf je 100 Einwohner ein Auto. Es werden dort viele billige Cycle-Cars auf Abzahlung gekauft.

Eine gefährliche Redensart.

Als eine recht bedenkliche und oft von unheilvollen Folgen begleitete Redensart kann sich das vielfach gebrauchte Wort „Es geht nicht anders!" erweisen. Der Mann ist von verschiedenen guten Freunden oder Bekannten wiederholt aufgefordert worden, dem „——klub" beizutreten, „sie" spötteln über den geizigen Philister, also — „es geht nicht anders!", der Beitritt muß geschehen, obgleich die Sache nicht gerade billig ist. Die Frau hat einen Wintermantel, der zwar noch nicht schlecht ist, aber unmodern, „sie" traut sich gar nicht mehr unter die Leute, hat schon längst gemerkt, daß „man" sie darauf ansieht, also — „es geht nicht anders!", es muß ein neuer Mantel beschafft werden. Die Tapete in der guten Stube sieht aus, als stammte sie schon aus der Großmutterzeit, also — „es geht nicht anders!", die Tapete muß erneuert werden. Man muß in die Tanzstunde, Laura muß Klavierunterricht nehmen,—„es geht nicht anders!", Schluß dieses Registers! Nun aber die trockene Frage: „Weshalb geht es nicht anders?" In neun unter zehn Fällen steht die Redensart „Es geht nicht anders!" unter dem Gesichtswinkel der Frage: „Was sagen „die Leute" dazu, wenn wir dies und das nicht anschaffen oder mitmachen?" Diese leider so häufig getane Frage ist aber lange nicht so wichtig wie die: „Was sagt der Geldbeutel dazu?" Sagt dieser: „Ja, die Ausgabe kann gemacht werden, ohne daß ihr in Verlegenheit kommt", dann drängt sich bei besonnenen Wirtschaftlern noch eine andere Frage auf, nämlich die: „Ist es klug gehandelt, alle vorhandenen Mittel „flüssig" zu machen und dadurch das Ansammeln eines kleinen Notpfennigs (oder noch besser eines größeren) für die unsichere Zukunft zu verhindern?" Auch der Gedanke an die „unvorhergesehenen" Ausgaben, welche schon manche „schöne Rechnung" kläglich zuschanden gemacht haben, hat ein Recht, beachtet zu werden. Ist das alles wohl überlegt, dann tritt vielleicht an die Stelle des „Es geht nicht anders!", das „Es geht auch anders!"

Viel bedenklicher aber ist es, wenn auch bei nicht ausreichenden Mitteln noch die Redensart „Es geht nicht anders!" zu einer unordentlichen Handlungsweise führt. Wer etwa durch das Gerede „der Leute" auf den verhängnisvollen Irrweg geleitet wird, der möge sich merken, daß dann die Leute nicht zu uns, aber von uns (sehr richtig) urteilen: „Wozu nur diese Menschen solchen Aufwand machen, es weiß ja doch jeder, daß nichts dahinter steckt!

Lassen wir „die Leute" ganz und gar aus dem Spiele und richten uns vorkommendenfalls nach der vorzüglichen Lebensregel:

„Auf das, was bir nicht werden kann,
Sollst du den Blick nicht kehren;
Oder ja, sieh' recht es an,
So siehst du gewiß, du kannst's entbehren."

Undankbare Kinder.

Einer der bittersten Schmerzen, die ein Mutterherz heimsuchen können, hat seine Ursache in der Undankbarkeit heranreifender und erwachsener Kinder.

Da hat z. B. eine nicht mit Glücksgütern gesegnete Witwe unter außerordentlichen Entbehrungen ihren Sohn studieren lassen in der frohen, zuversichtlichen Erwartung, daß ihr dieser die schweren Opfer „einst" lohnen und sie mit kindlicher Liebe umgeben, sie vielleicht — aller Not enthebend — unterstützen werde. Statt dessen muß sie wahrnehmen, daß er das Geld in schlechter Gesellschaft vergeudet und der immer opferbereiten Mutter den letzten, sauer verdienten Groschen abnimmt — vielleicht gar auf Abwege gerät! Oder wir wollen gar nicht so weit gehen. Er knüpft gegebenenfalls frühzeitig ein Bündnis mit einem der Mutter feindlich gegenüberstehenden Mädchen, das er heimführt, während die Mutter, um ihre einzige Hoffnung betrogen, in einem Dachstübchen mit halber Unterstützung „weiter darbt."

Sind diese Fälle, in denen das Mutterherz Tantalusqualen leidet, gar so selten, und treten sie in ebenso krasser, wenn auch in veränderter Gestalt, nicht auch im Verhältnis der Tochter zur Mutter zutage? Wie manches zitternde Mütterchen ist der Herrschsucht der hochgradigen Pietätlosigkeit ihrer Tochter preisgegeben! Man hört die Klagen einer solchen Mutter an, schüttelt teilnehmend den Kopf, weiß aber kaum, daß man an einem der bittersten Schmerzenskelche, die es gibt, vorübergegangen ist. Aber auch gebrechliche, weißbärtige Väter, die auf die Gnade ihrer Kinder angewiesen sind, haben mitunter nicht minder schwer unter der Undankbarkeit ihres Sohnes oder ihrer Tochter zu leiden.

Doch wir wollen in Berücksichtigung des Umstandes, daß auch die Vater- und Mutterpflichten oft zu wünschen übrig lassen, weder sentimental noch ungerecht sein und lieber die Frage beantworten: „Wofür sind eigentlich Kinder ihren Eltern zu Dank verpflichtet?" Dafür, daß sie auf der Welt sind? Kaum. Dafür, daß sie ernährt worden sind? Sehr fraglich. Wohl aber in erster Linie dafür, daß ihnen von den Eltern heiße Liebe und manches Opfer dargebracht worden ist, daß um ihre Entwicklung und um ihre Charakterbildung insbesondere, unermüdlich gesorgt, gebangt, gehofft, gelitten wurde! In dieser Hinsicht ist jedes Kind einem guten Vater und einer guten Mutter zu höchstem Danke und inniger Verehrung verpflichtet!

Tragen die Eltern aber nicht selten selbst einige Schuld daran, wenn sich ihre Kinder undankbar gegen sie zeigen? Haben sie ihnen die Dankbarkeit gelehrt, sie von dem vergiftenden Einfluß des Klatsches, bösen Witzes und der Zweideutigkeit ferngehalten? Haben sie nicht das weiche Kinderherz einst mit eisiger Kälte berührt, daß sich ein Reif darauf legte, der alle zarten Triebe vernichtete? Haben sie ihre Kinder sorgfältig von gemeiner Denkungsweise ferngehalten und sie Idealen der Nächstenliebe, Treue und des Mitleids mit dem Schwächeren entgegengeführt? Waren sie streng in der Zucht und innig zugleich, und war das Verhältnis der Eltern untereinander ein herzliches? Denn gar zu viel liegt an gutem Beispiel. Wo auf die Charakterwerte und die Achtung anderer Menschen Wert gelegt worden ist, und nicht Aeußerlichkeiten eines Menschen dazu gedient haben, seinen Wert zu bestimmen, dort wird auch nur selten ein Kind später den Eltern Verehrung und Dankbarkeit versagen.

Weibliche Spione.

Beispiele ihrer Tatigkeit in verschiedenen Ländern.

Vor einiger Zeit stand vor den englischen Gerichten eine Sprachlehrerin unter der Anklage, einer fremden Macht Spionendienste geleistet zu haben. Sie hatte versucht, ihre Bekanntschaft mit einem Offizier der Marineartillerie auszunutzen, um Einzelheiten über englische Geschütze zu erfahren, die geheim gehalten werden. In der Nachbarschaft glaubte man, sie sei mit dem Offizier, mit dem zusammen man sie oft sah, verlobt, und sie bestärkte die Leute natürlich in ihrem Glauben. Dem Offizier fiel das merkwürdige Interesse der Dame für Geschütze auf, und als sie ihm eines Tages eine bedeutende Summe für den Verrat militärischer Geheimnisse anbot, benachrichtigte er seinen nächsten Vorgesetzten, und die Dame wurde verhaftet. „In bezug auf das Spionwesen," so bemerkt hierzu eine englische Wochenschrift, „sind wir aber nicht besser, als unsere Nachbarn," und hierfür weiß sie auch Belege anzuführen. Nach ihren Angaben hat die englische Regierung Spione und noch mehr Spioninnen im Dienste und gibt hierfür beträchtliche Summen, vielleicht 50,000 Pfund jährlich aus. Allerdings unterstützt die Regierung Spioninnen genau wie Spione nur mit Geld, bietet ihnen aber keinen Rückhalt, wenn sie ertappt werden.

Lord Wolseley führt in seinem „Soldatentaschenbuch" an, daß Frauen als Spione oft die wertvollsten Nachrichten geliefert haben. Während des südafrikanischen Kampfes beispielsweise befanden sich unter den Krankenpflegerinnen solche, die zwar wirkliche Krankenpflegerinnen waren, daneben aber auch als Spione tätig waren, und aus gefangenen Buren durch geschickte Gespräche allerlei Nachrichten herausholten, die sehr gute Dienste leisteten. Während des russisch-japanischen Krieges sollen sich sogar Damen der obersten Gesellschaftschichten zu Spionendiensten hergegeben haben. Ein japanischer Offizier soll in die Schlingen einer solchen Spionin gefallen sein, die sein Herz zu betören wußte und ihn dazu brachte, daß er ihr Urkunden und Feldzugspläne, die ihm zugänglich waren, ausliefern wollte. Einer seiner Kameraden, der das verdächtig häufige Zusammensein des Offiziers mit der Russin bemerkt hatte, brachte heraus, was im Gange war, und das Ergebnis war, daß eines Tages der japanische Offizier und die Russin verschwunden waren. Ihr Schicksal läßt sich erraten. Aehnliche Fälle sind aus beinahe allen Ländern bekannt, und das Verfahren der Spioninnen ist immer das gleiche, daß sie Offiziere, denen wichtige Papiere zugänglich sind, oder die militärische Geheimnisse im Dienstwege erfahren haben, in ihre Netze locken. Nach den Angaben des englischen Blattes ist die oben erwähnte Jahresausgabe von 50,000 Pfund für den Spionendienst bescheiden neben den entsprechenden Ausgaben anderer Länder. Für Frankreich wird da beispielsweise eine Summe von 180,000 Pfund, $900,000 genannt, für Rußland sogar 335,000 Pfund, $1,625,000.

In London hat sich eine Gesellschaft gebildet, die mehrere Linien von Frachtdampfern, die mit Oelmaschinen betrieben werden, errichten will.

Die Rubenssche Thermosäule ist so empfindlich, daß die Strahlung einer Kerze in 10 Meter Entfernung noch erhebliche Ausschläge gibt.

Allerlei Neuerungen.

Von dem neuen Präsidenten von Frankreich eingeführt.

Mit einem Mute und einem Erfindergeist, die vielleicht keine vollen sieben Jahre ausdauern, stürzt der neue Präsident die heilige Tradition des „Protocole". Wenn er das Tempo seiner bisherigen Amtstätigkeit einhalten will, hat er jedenfalls viel zu tun. Im Elysée begann er mit einer gründlichen Vereinfachung. Er verabschiedete zwei Würdenträger, die bisher niemand anzutasten wagte. Als Herr Poincaré die erste Nacht im Elysée zubrachte, entdeckte er vor seinem Schlafzimmer einen „Garde Républicain", der sich anschickte, vor der Türe des präsidentiellen Schlafzimmers sich ein Feldbett aufzuschlagen. „Gehen Sie nach Hause, lieber Freund", sagte er ihm, „ich schlafe ohne Sie ebenso sicher und fest." Durch diese Anekdote wird erst öffentlich bekannt, daß das demokratische Staatsoberhaupt noch bewacht wurde, wie ein Sultan von seinen Mameluken.

Die zweite Tat war die Entlassung des Vorreiters Troude. Dieser Vorreiter schien bisher ebenso unentbehrlich, wie der Präsident, vor dessen Wagen er bei offiziellen Ausfahrten einherritt. Montjarret, der Vorreiter Felix Faures, ist berühmt geworden, weil er die Welt zu überzeugen wußte, daß sie ohne ihn nicht existierte. Herr Troude war weniger selbstbewußt, aber auch er empfand sein Amt als eine hohe Mission, und nach seinem Abschied hat er sich interviewen lassen, wie ein weggeschickter Minister oder Botschafter.

Eine rührende Aufopferung beweist Herr Poincaré bei den Rundgängen, mit denen er Ausstellungen aller Art eröffnen muß. Beim „Concours Agricole" kam er am folgenden Tage noch einmal, weil er auf einmal nicht alles so gründlich sehen konnte, wie er wollte.

Ganz überraschend waren die Neuheiten beim ersten großen Empfang im Elysée. Bisher war es strenger Brauch, daß der Präsident, die Minister, die Diplomaten sich in einen besonderen Salon zurückzogen, den die Masse der übrigen Geladenen nicht betreten durfte. Die „Huissiers" wachten an den Türen, damit kein Unberechtigter eindringe, und die Neugierigen stauten sich davor wie vor den Scheiben eines Aquariums. Am Empfangsabend waren alle Grenzen verwischt. Freilich, es war auch kein sogenannter beschränkter Empfang, wohl zu unterscheiden von den „Bällen", zu denen Tausende und Tausende geladen werden. Diese Bälle werden erst im Mai beginnen, damit der illuminierte Garten helfen kann, die Massen besser zu verteilen. Einen ganz revolutionären Etikettebruch beging Herr Poincaré bald darauf. Er eröffnete die jährliche Kunstausstellung des „Epatant", des großen Klubs, der einst der „Cercle Impérial" hieß und der bisher wenigstens noch nicht gerade für einen republikanisch-demokratischer Propaganda galt.

Modernes Dionysosfest.

Von einem eigentümlichen Volksfeste, das noch heute um diese Zeit jährlich in Thrazien gefeiert wird, berichtet ein Londoner Blatt. Die Festlichkeiten finden in den thrazischen Dörfern in der Umgebung von Viza, etwa in der Mitte zwischen Konstantinopel und Adrianopel, statt. Die Idee des Festes und seine Ursache sind vollkommen vergessen, die Bevölkerung folgt nur noch einer alten überkommenen Tradition. Den Hauptteil der Feier bildet ein großes mimisches Schauspiel, bei dem die Darsteller eine Art Altar errichten, vor dem dann im Spiel eine Ehe geschlossen wird. Aber ein Freund des Gatten mordet dann im Verlaufe der Aufführung den Neuvermählten, und nun beginnt ein allgemeines Wehklagen um den Toten, bis der Leichnam plötzlich wieder aufersteht. Dann wird er im Triumph umhergetragen und feierlich auf eine Pflugschar gesetzt, die beim Altare bereitsteht. Ein großer Umzug folgt, an dem das ganze Dorf teilnimmt und bei dem unausgesetzt Rufe erschallen: „Weizen zu 10 Piastern! Gerste zu 5 Piastern! Gib, o Herr, auf daß es wahr werde, daß die Armen ihren Hunger stillen können." Der Tag endet dann mit einem allgemeinen Festtrubel, der manchmal den Charakter einer Orgie annimmt.

Das Fest erinnert in seinen Einzelheiten und in seinen Umrissen an die großen Dionysosfeste, die im Altertum in jener Gegend Thraziens gefeiert wurden. Die heutigen Feste in Thrazien zeigen sogar noch dieselbe Art der Bekleidungsstücke: die Mimen tragen Ziegenfelle. Die Feiern um Viza (in denen man auch den Anklang an christliche Vorstellungen nicht verkennt) sind ein typisches Beispiel für das Fortleben eines heidnischen Kultes inmitten einer christlichen Bevölkerung.

Eine englische Gesellschaft will auf den Philippinen eine Kokosnußöl-Fabrik mit einer monatlichen Kapazität von 6,000,000 Nüssen errichten

Unsere
Schnittmuster-Offerte

9492.
Damenschürze aus einem Stück.
Hier ist eine Schürze, die nicht nur allein einfach und praktisch ist, sondern auch gut aussieht. Sie wird mittelst einer Falte unter dem Arm an den Körper angepaßt und der Rockteil ist voll genug, um das ganze Kleid zu bedecken. Gingham, Linnen oder Percale kann für dieses Dessin verwendet werden. Das Muster kommt in 3 Größen: klein, mittelgroß und groß. Es benötigt 4 Yards 36zölligen Stoff für eine Schürze von mittlerer Größe.
Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalag mit allen neuesten Moden fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne" für 10 Cents zugesandt."

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PatternDept., Omaha Tribüne
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Pattern Coupon.
Ich wünsche Muster No.....
.... Zoll, Brust- oder Taillenweite
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name.....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....

„Zwei Fuder Schneider".

Ein Göttinger Sammler hat ein 80 Jahre altes Manuskript erworben, das seinerzeit Anlaß zu einem vielbelachten Mißverständnis gib. Bei den hanndverschen Kavallerieregimentern war man zu jener Zeit, wo der landwirtschaftliche Maschinenbau noch sehr in den Kinderschuhen steckte, stets in großer Verlegenheit um geschickte Häckselschneider. Der königlich großbritannisch-hannoversche Assentierungs- und Werbekommissarius zu Göttingen erhielt daher eines Tages den schriftlichen Befehl, für die Garnison Hannover zwei Futterschneider anzuwerben. Prompt wurde der Befehl ausgeführt und nach Hannover per Post gemeldet, die Leute würden alsbald dorthin transportiert werden. Wer beschreibt aber das Erstaunen des Garnisonkommandos in Hannover, als dort, eskortiert von einem Landjäger, zwei Leiterwagen angerasselt kamen, die dicht mit Schneidergesellen besetzt waren, die der Göttinger Werbekommissar in der Stadt Göttingen und in den umliegenden Aemtern ausgehoben hatte. Wie sich nun herausstellte, hatte der Schreiber der Order mit der Orthographie auf dem Kriegsfuß gestanden, er hatte römlich statt „zwei Futterschneider" geschrieben: „zwei Fuder Schneider", und der Werbekommissar hatte denn den Befehl wörtlich ausgeführt.

Ein Drittel unserer Staaten besitzen keine Gesetze für Regulierung des Baus öffentlicher Schulhäuser. Die besten Gesetze dieser Art hat der Staat Ohio.